

Basementmauer stehen, auf der sich von Streda zu Streda Thürme erheben, während die Mauer selbst jeder Windung des Terrains folgt, bald über die steilsten Stellen hinauf, bald unter Bäumen verliert sich durch die Niederung windet. Eine grade, lange, bedeckte Treppenflucht bringt hinauf zur Kirche. Von hier sieht man hinab auf mittelalterliche, vieredrige Thürme und einen Friedhof, welchen verworren durch einander liegende, zerstreut bis zum Hügel hinauf reichende Häuser begrenzen. Gegen Osten dehnt sich eine fruchtbare Ebene aus und um die Stadt liegen kleine, buchenbedeckte Hügel, und im Westen dehnt sich ein dicht bewaldeter Bergabhang aus, an welchem ein Fluß in anmutigen Windungen dahinrauscht.

Bei Schäßburg wohnen, wie überall im Sachsenlande, Walachen. Die haben die schärfste Gewohnheit, daß sie junges Holz niederhauen, wenn sie einen Weichensienst und dergl. gebrauchen, aber nie einen Baum anpflanzen; daß sie hochst sind und gern durch Brandstiftung Rache nehmen, und daß sie nur arbeiten, wenn der Hunger sie zwingt. Der Madjar arbeitet, sagt Döber, um heuchlig leben zu können, d. h. zu rauchen, Wein zu trinken, Speck und Brod zu essen. Selt er so viel erarbeitet, so ruht er und verkehrt bei Nichtstun, was er gelernt hat. Der Sachse dagegen arbeitet, um zu erkränken.

Eigentümlich ist den Sachsen das Festhalten an hergebrachten Formeln. Bei Hochzeiten, Freigeborn, Festlichkeiten der Brüderbrüder feiern stets die langen, nach vorgeschriebenen Gesetzen und Regeln gehaltenen Reden wieder, wie wenn man auch hierin das mittelalterliche Bürgerweib vorgebildeten wollte. Die Einmünder besitzten Eitten, Sprache, Gebräuche u. i. w. des Stammlandes bei, während sich dieses verändert hat. Sie reden noch ihr Niederbairisch, und sländisch, wie vor einem halben Jahrtausend, erzählen sich noch die Sagen, Märchen und Legenden, wie sie vor Jahrtausenden die Großmütter den Enkeln erzählt und Holtrich in Schäßburg sie aus Volksmunde gesammelt hat. Gebrauchen noch Wörter, die in Deutschland längst ausgestorben sind, verwahren noch ihr Korn in den Magazine der Festungsfürche wie zur Türzeit, und Gürtel und Schmuckstücke, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben, in der bemalten Leinwand, die die Stelle des anderwärts üblichen Kleiderkorbes vertritt. Dabei ist Siebenbürgen reich an Gelehrten, die bei tätlichem Gehalt und der Aussicht, unbekannt zu bleiben, doch mit Eifer und Ausdauer gründliche Forschungen vorbringen und mit berühmten deutschen Gelehrten in Briefwechsel stehen, was ihr einziger Lohn ist. Rector Müller in Schäßburg concurrenzt als Sammler römischer Handschriften mit Kommen, Holtrich als Sagenmüller mit Grimm. Fragt man: Warum tut ihr das? so antworten sie: „Wir hängen an Deutschland.“ Anders denken die Deutschen der Bisp. Sie madjarisieren sich, um zu Ehren zu kommen, und was Ungarn an Gelehrten hat, das stromt aus der deutschen Bisp oder aus Deutschland. Nimmt ein solcher Deutscher einen madjarischen Namen an, so macht er Carriere. Der Madjar hat so keinen Sinn für Wissenschaft. Weil die Sachsen sich zum Aneigentum nicht bequemen, werden sie gedrängelt. Der vielgerühmte Dichter Petöfi (Petersohn) ist ein madjarischer Elvab, Sumbadi Sohn eines Deutschen und einer Walachin, der gefeierte Matthias Corvins ein Walache, Kossuth ein Elvab. So sehen die madjarischen Größen im Naturgenosse aus!

Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.
I. Die chemischen Grundlagen des Backens. Loderungsmittel. Backpulver.

Für die Einführung von Loderungsmitteln, die nicht auf Kosten gewisser Mehlbestandteile wirken, hat sich in Deutschland besonders Liebig interessiert und folgendes Verfahren practisch bewährt gefunden: 100 Pfund Mehl werden mit 1 Pfund fein gepulvertem Natriumbicarbonat (doppeltkohlensaurem Natrium) innig gemischt. Von dieser Mischung hat man $\frac{1}{2}$ (ca. 50 Pfund) mit etwa der gleichen Menge (70—80 Pfund) Wasser zu Teig anzurühren; in dieser Menge Wasser find 1,75—2 Pfund Kochsalz aufgelöst. Dem so bereiteten Teig werden dann 4,25 Pfund reine, mit dem gleichen Volum Wasser verdünnte Salzsäure bei-

gemischt und zugleich das oben übrig geliebene letzte Fünftel des mit Natriumbicarbonat gemengten Mehles eingekehrt.

Die geformten Brode sind durch die Einwirkung der Salzsäure auf das Natriumbicarbonat, wobei eine Umlegung in Kochsalz und freie Kohlensäure vor sich geht, in $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Stunden je vollständig getrocknet, daß sie in den Backofen gebracht werden können. Diese Vorrichtung Liebig's unterscheidet sich also von dem früher beschriebenen Patent Sewell's principiell in seiner Weise; der chemische Prozeß, der die Loderung des Teiges bewirkt, ist bei beiden der gleiche: nämlich die Umlegung von Natriumbicarbonat und Salzsäure in Chloratrium (Kochsalz) und freie Kohlensäure. Der Unterschied beider Methoden (Liebig und Sewell) liegt nur in den Mengenverhältnissen, in denen Natriumbicarbonat und Salzsäure zur Anwendung gelangen. Dieses Mengenverhältnis ist bei Sewell so gewählt, daß die Salzsäure-Menge zur vollständigen Umlegung des Natriumbicarbonates nicht ausreicht; von letzterem bleibt daher stets ein kleiner UeberSchuß im Teig zurück. Würde also der Teig in Folge mangelhafter Mischung stellenweise sauer geliebten sein, so ist überall noch etwas Natriumbicarbonat vorhanden, um die local auftretende Salzsäure abzukumpfen. Der UeberSchuß an Natriumbicarbonat ist übrigens im Teig in feiner Weise löslich; in der Hitze des Backofens liefert es noch Kohlensäure, indem es in neutrales kohlensaures Natrium übergeht.

Bei Liebig's Vorrichtung ist gerade das Umgekehrte der Fall; hier bleibt stets ein geringer UeberSchuß von Salzsäure im Teig zurück, die auf das Gewicht des Mehles nur 0,1% ausmacht dem Liebig wendet verdünnte, Sewell aber concentrirte Salzsäure an. Der geringe UeberSchuß an Salzsäure bei der Liebig'schen Vorrichtung ist nicht nur nicht nachtheilig oder unangenehm, sondern verleiht vielmehr dem Brode den ihm eigenthümlichen angenehmen, schmackhaften Geschmack. Liebig hat sogar unter Umständen diesen Säuregehalt noch nicht ausreichend gefunden und auf 100 Pfund Mehl noch einen Zusatz von 1—2 Liter Essig empfohlen.

Die flüchtige Form, in welcher die Salzsäure angewendet werden muß, hat in mancher Hinsicht etwas Unbequemes, und so kann man auf den Gedanken, die flüchtige Salzsäure durch ein eben so wirksames festes pulverisiertes Präparat zu ersetzen. Nach Baubert's Vorschlag sollte an Stelle der Salzsäure das Ammoniumsulfat derselben, nämlich Chlorammonium oder Salmiak zur Einwirkung auf Natriumbicarbonat gebracht werden. Der chemische Vorgang hierbei ist der, daß unter Bildung von Chloratrium (Kochsalz), Kohlensäure und Ammoniak in Gasform auftreten, die den Teig lockern. Die Einwirkung von Chlorammonium auf Natriumbicarbonat findet aber erst bei höherer Temperatur, also im Backofen selbst, statt.

In England namentlich suchte man die Salzsäure durch Weinsäure zu ersetzen, die ja eine feste, durch Krystallisation leicht zu reinigende Substanz ist. Wenn man Pulver von Weinsäure und Weinstein (d. h. saures weinsaures Kalium) und Natriumbicarbonat mit einander mischt, so wirken sie nicht auf einander ein; Erst wenn Wasser hinzugebracht wird, welches das Gemisch auflöst, treten beide Bestandtheile derselben derart in Wechselwirkung, daß weinsaures Kalium und freie Kohlensäure, die unter Brausen entweicht, entsteht; eine Erscheinung, auf welcher die Braupulver beruhen.

Das in England und America unter dem Namen „yeast-powder“ (Gefenpulver, Backpulver) einen bedeutenden Handelsartikel bildende Präparat ist ein Gemisch von Weinsäure, Natriumbicarbonat, Stärke, Mehl oder Kleie. Wenn dieses Pulver unter Mehl gemischt wird, so tritt beim Anrühren mit Wasser zu Teig die oben erwähnte chemische Zerlegung ein und die entweichende Kohlensäure lockert den Teig. Während dieses Backpulver bezüglich der Leichtigkeit der Anwendung vor der Salzsäure den Vorzug verdient, steht es doch in anderer Beziehung derselben nach; Salzsäure nämlich liefert, wie öfter erwähnt, bei Einwirkung auf Natriumbicarbonat angenehm schmeckendes Kochsalz. Das englische Backpulver aber erhält dem Gebäck den Geschmack des weinsauren Natriums und kann daher nur da Verwendung finden, wo die Art des Gebäckes ein Verdecken dieses faden Geschmackes durch Zucker oder andere Zusatzstoffe gestattet.

Für die Redaktion verantwortlich: Otto Fendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.
Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.
(Der Votz für das Saaltal.)

No. 17. Halle a. d. S. 30. April 1882.

Inhalt. Die deutsche Sprachgrenze. Etage von R... M... IV. — Zur Beurtheilung des Fröbelschen Vermächnisses. — Wiber aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 2. Ein Zeit in hiesigenländigen England. 3. Schäßburg. Rückblick einer siebenbürgischen Stadt. — Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie von Dr. G. Baumert. I. Die chemischen Grundlagen des Backens. Loderungsmittel. Backpulver.

Die deutsche Sprachgrenze.
Etage von R... M... IV.

Doch dieser deutsche Einfluß im schleswigschen und jütischen Dialekt des Dänischen — von den Inselböden selbst als Neben-dänisch bezeichnet — erklärt sich zuletzt durch die zahlreiche Kreuzung und den fortwährenden durch Handel und Verkehr erzeugten Contact der dänischen Bevölkerung mit dem umwohnenden deutschen Element.

Ueberhaupt bietet uns, wenigstens soweit mir erinnerlich, die Geschichte kein Beispiel einer Sprachmischung zwischen zwei in compacte Masse neben — nicht zerstreut unter einander — wohnenden Völkern. Eine Sprache unterdrückt, verdrängt in diesem Falle die andere, aber sie assimilirt sich dieselbe nicht.

Das aus der Vermischung der Franken, Burgunder, West- und Ostgoten und Longobarden mit den romanisirten Einwohnern Galliens, Spaniens und Italiens die sogenannten lateinischen Tochter Sprachen, das Französische, Provenzalische, Spanische, Portugiesische, das Italienische entstehen konnten, hat seinen Grund darin, daß die germanischen Eroberer nicht in compacte Masse ein Gebiet occupirten, sondern sich, überall die besten Länder in Besitz nehmend, im ganzen Lande zerstreuten und eben dadurch in der Ueberwältigung untergingen, das heißt, mit ihr verschmolzen. Doch war ihr Einfluß immerhin mächtig genug, die Sprache der Ueberwöhner nicht nur durch Einfügung germanischer Worte medonisch, sondern auch organisch in ihrem innern Bau — Hinzufügung des Artikels — umzugestalten.

Das hier Gesagte gilt auch in Bezug auf die romanisirten Vorkommen gegenüber den Sachsen Englands. Immerhin aber ist es eine merkwürdige Thatsache, daß zwar aus der Vermischung romanischer und germanischer Völker, wie aus der Mischung von Romanen und Slaven und Griechen und Slaven neue Sprachen, das Rumänische und Neugriechische, entstanden, nicht aber aus der Mischung von Germanen und Slaven, Letzen oder Finnen, obgleich die Deutschen Jahrtausende lang zerstreut unter diesen Völkern gewohnt haben.

Die deutschen Ritter und Söldner, die unter den Aestariern, Wettinern und Hohenzollern oder unter den Seeherren des deutschen Ritterordens in slavisches und lettisches Gebiet einströmten und sich dann, gleich den Franken in Gallien, den Goten in Spanien und Italien, im Lande vereinzelt, die besten Länder für sich hinwegnahmen und die Ueberwöhner theilweis machten, waren letzteren gegenüber gewiß, wenn auch später fortwährend durch den Zuzug deutscher Colonisten unterstützt, anfangs nicht zahlreicher, als einst die Franken und Goten gegenüber der Ueberwältigung Galliens und Spaniens. Und doch haben wir in Bezug auf die Kreuzung der germanischen mit der slavischen, lettischen oder finnischen Race kein Beispiel einer neu entstandenen Sprache, ähnlich, wie sie uns in Französischen oder Englischen als lebendiges Denkmal der Kreuzung der germanischen und romanischen Race vorliegt.

Was nun die Geschichte des deutschen Sprachgebietes betrifft, so läßt eine solche in den engen Grenzen eines Zeitungsartikels sich hegreiflichweise nicht geben. Wenigen wir uns also mit der Bemerkung, daß das deutsche Sprachgebiet im Westen und Süden, so weit es dort auf das Französische und Italienische stößt, in einem, wenn auch langamen Weichen, im Osten und Südosten, wo es auf die slavische, magyarsche und lettische

Zunge stößt, und im Norden, wo es auf das Dänische trifft, in einem ebenso allmählichen Weichen begriffen ist. Das Zurückweichen der deutschen Sprachgrenze im Westen wird durch die politischen Verhältnisse dem französischen und belgischen Staatsverbande zuhelfen, zur Genüge erklärt. Allein man hat behauptet, daß jede Sprache, ohne Berücksichtigung politischer Verhältnisse, stets nach Norden und Osten übergreife, und zu diesem Zwecke nicht nur auf Belgien und das Elsaß, Schleswig und Polen, die Schweiz, Tyrol, Afrika und Palästina, wo das italische Sprachgebiet im Westen begriffen, auf Großbritannien, wo das gegen Norden vordringende Englische die lettische Sprache in Hochschottland auf den Ausläufer-Etat geht, auf die Griechen, welche ihre Sprache nach Kleinasien tragen, auf die Araber, welche Mesopotamien, auf die Schweden, welche Finnland für ihre Zunge eroberten, sondern namentlich auf die Pyrenien hingewiesen, wo die spanische Sprache, trotz der ungleichen politischen Ueberlegenheit Frankreichs, langsam übergreift. Man ist noch weiter gegangen und hat dieses Vordringen nach Norden und Osten nicht nur auf die Sprachen, sondern noch auf die Mundarten ausgebeugt, und zu diesem Zwecke auf den Sieg unserer hochbedeutenden Schriftsprache über das vor Luther in ganz Norddeutschland — wie heute noch im flämischen Belgien und Holland — als Schriftsprache entwickelte Niederdeutsch hingewiesen, und namentlich auch angeführt, daß im nördlichen Theile der Grafschaft Mansfeld, wo, wie aus der Schreibweise alter Urkunden und Chroniken und den directen Berichten zu ersehen, früher die niederdeutsche Mundart geübert, hat, heute die Mundart im Gammgebiet der ehemaligen Grafschaft Mansfeld einen entschieden oberdeutschen Charakter trägt.

Wie auf jede Abspannung eine Erschlaffung, auf jede Revolution eine Reaction folgt, so erblicken die Anhänger der oben geäußerten Ansicht, welche wir mittheilen, ohne sie jedoch zu vertreten, im Uebergreifen der Sprache nach Norden und Osten eine Reaction gegen die von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gerichtete Wanderung der Völker.

Zur Beurtheilung des Fröbelschen Vermächnisses.

Der ungleichbedeutende Fröbel's im Jugendberufung und Pädagogik ist bei Gelegenheit seines 100jährigen Geburtsfestes reichlich beachtet; und daß er ein warmes Herz für die Jugend und ein reichliches Verstreben hatte, der Jugend zu helfen und zu dienen, wird niemand bestreiten. Die sich immer mehrende Zahl Fröbelscher Kinderergärten beweist es auch deutlich, daß dieelien einem Behürfnis entgegenkommen, und wenn es auch als das bei weitem Mächtigere und Förderlichere angesehen werden muß, wenn die Väter selbst sich um ihre kleinen Kinder, mit ihnen spielen und arbeiten und sie dabei in beständiger Aufsicht haben, während das Zusammenleben mit einer großen Zahl unweiblicher Elemente keine Weibchen haben kann, so giebt es doch thatächlich zahlreiche Mütter, welche dem besten Willen nicht im Stande sind, sich ihren Kindern zu widmen, und denen daher der Kindergarten ein willkommenes Nothbehelf ist. Dieleiner freilich als ein Nothbehelf kann er schwerlich sein, und hat er zugestandenmaßen eine Berechtigung da, wo die Familie ihre Aufgabe zu

* Auch nach der Incorporation des Elsaß und Lothringens bleibt Frankreich im Französischen Ländern noch im Besitze eines nicht unansehnlichen Theiles des deutschen Sprachgebietes. Wenn dem Vordringen der französischen Sprache auch der deutschen Reichsgrenze durch die politischen Ereignisse nachdrücklich ein Damm entgegengestellt worden ist, so dringt dagegen die Franzosen in Zukunft mit doppelter Energie auf die Vermischung des Deutschen (Niederdeutschen) in den zu Frankreich gehörenden Districten hinarbeiteten.



erfüllen nicht in der Lage ist, so muß doch auch vor einer Lieber-
föpfung dieses Instituts, welche vielfach in etwas hochtönendem
Bartholäus laut wird, gewarnt werden. Wer schon einmal Kinder-
gärten zu besuchen Gelegenheit hatte, wird gewiß zunächst an-
müthige Eindrücke empfangen, wenn das Lokal — was leider
nicht immer der Fall ist — geräumig und luftig, die Ausstattung
geflügelt und schmuck, die Umgebung, also namentlich der Garten,
oder was so genannt wird, gesund und frei ist. Für denn die
„Tante“ oder die Bekehrin anständig und frisch, so kann ein Kinder-
garten den kleinen Zöglingen etwas gutes bieten und ihnen zur
vollkommenen Erholungsstätte werden. Unter den vielen An-
sichten der gedachten Art werden freilich nicht viele diesen
Anforderungen entsprechen, namentlich was die Zimmer und
Gärten selbst im Verhältnis zur Zahl der Kinder zu sehen, und
wenn räumlich hohe Mauern oder unheimliche Spalte sich befinden,
wird die Reinen der Aufenthalt auf einer Promenade bei
weitem eiphrischer sein. Doch nehmen wir an, jene höheren
Bedingungen wären sämtlich erfüllt, so kann man es sich
im Kindergarten wohl gefallen lassen, — aber allerdings,
wie wir hinzufügen, nicht wegen der streng durchgeführten
weiliger Principien. Es ist längst erkannt, daß Froebel's
Vadagogik ihr Bedeutsames enthält, und nicht nur solche,
sondern auch von positiveren fächlichen Grundrissen ausgehen, sondern auch
Männer wie Dickterger u. A. konnten sich mit jener Methode
nicht befassen, weil sie nicht durchwegs natürlich und dem
menschlichen Gemüth entsprechend erschien. Vieles mußte die im
Kindergarten getriebenen Arbeiten zu schwer und complicirt und
die Spiele zu maniriert und unfählich erscheinen, und wer der-
artige Spiele mit ihrem oft recht alltäglichen und geschmacklosen
Sinn — Sarg und gerimter Prosa — mit angehört hat, wird dies
bestätigen. Erfahrene Elementarlehrer sind selten erbaut von
den Kindern, welche aus den Kindergärten zu ihnen in die
Schule gebracht werden; dieselben sind allerdings frühzeitig ge-
wehrt und haben allerlei Schwächen gelernt, die nett sind und
in's Auge fallen; aber sie zeigen doch zugleich etwas Mißtrauen
und Furchtsamkeit zu haben, und für den eigentlichen Ernst des
Schulunterrichts fehlt Ausdauer und Frische; unter den neuauf-
genommenen sind viele Kinder selten die lebensfähigsten, häufig die
matten und langsam erlassenden. Auch manche Eltern werden
es finden, daß die Kinder mittags aus dem Kindergarten oft
nicht frisch und vernünftig, sondern abgemüdet und überarbeitet
kommen. Es widerspricht eben schon der Natur des Kindes,
das Spiel, welches ja anders geübt wird, als Arbeit,
das die Arbeit als Spiel anzusehen; auch kann es
nicht heilsam sein, was leider oft geschieht, Staat mit den Kleinen
zu machen, und sie gleichsam zur Parade vorzuführen. Ob es,
wie vielfach behauptet wird, wirklich das einigste pädagogisch
Nützliche ist, in den Kindergärten den confessionellen Charakter
günstig zu fördern und sich auf den sehr allgemein gedachten
religiösen Boden zu stellen, während dann mit der Schule sofort
die confessionelle Bestimmtheit — und zwar mit völligem Recht
— eintritt, wegen wir ebenfalls zu bezweifeln. Was seit der
Reformation unter Jugend durch Luther, A. S. Grund, J. Holz
und andere Kinderzucht bis in unsere Tage gebrannt ist, trägt
fast durchweg confessionelles Gepräge, und man nähme den
Kindern die besten Kleinodien, wollte man den Kindergärten
einer abgeklärten religiösen Methode behandeln. Kinder-
zucht wie: „Nide bin ich“, „Des Morgens, wenn ich früh auf-
stehe“, viele Morgen- und Tischgebete und andere Reclamen wären
doch unbedeutend, weil sie nicht ein allgemein religiöses,
sondern ein bestimmtes christliches Gepräge tragen, und da
überwiegend größte Zahl der Kinder der christlichen Schule zu-
geweiht werden soll, ist auch nicht abzusehen, warum man dieses
confessionelle Gepräge abstreifen soll.

Trotz dieser Bedenken verbleibt dem Kindergarten eine wichtige
Bedeutung, nämlich den Kindern aus den besser situierten Klassen
der Gesellschaft das Elternhaus für einige Stunden des Tages zu
ersehen, während die Kinderbewahranstalten ausschließlich für die
Kinder der arbeitenden Bevölkerung bestimmt sind. Es fehlt
den Kleinen ein entsprechender Erlass, und diesen können
Kindergärten bieten, allerdings mit gewissen Einschränkungen, nämlich
sowfern sie die Froebel'sche Methode nicht einseitig zur Geltung
bringen. Das Nützlichste und Gesundste daran: eine angemessene
Verbindung von Beschäftigung und Spiel, eine natürliche und
ungekünstelte Bedeutung dieses Spiel- und Thätigkeitsdranges,
Bewegung im Freien, oder frühliches Tummeln im geschunden

Zimmer unter freundlicher und mit Kindes Art und Unart ver-
trauter Leitern, — dies wünschten wir in den Vorberaum
gestellt, und dazu eine gesunde, dem kindlichen Gemüth ange-
messene religiös-christliche Anregung — selbstredend ohne alles
diebstahlige und gemachte Wesen, was nur verderben kann. Will
man das noch Froebel'sche Methode nennen, so ist dagegen nichts
zu sagen; — was aber darüber ist, und was von einseitigen
Schülern Froebel's vieldeutig besonders gerühmt wird, das
müßten wir fern halten, weil es unjensees Bedenkens vom
Uebel ist!

7. Bilder aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.

2. Ein Dorf im siebenbürgischen Sachsenland.

Viele dieser Dörfer erkennt man schon vonweitem an den,
dem Sachsenlande eigentümlichen festungsartigen Kirchen. Den
Knaufzügen der Türken, des moharischen Abels in den entlosten
Vorträtzigen ausgehört, schuf sich jedes Dorf in seiner Kirche
eine Burg, wohin man die Familie, Heerden und Vorräthe rettete,
um sie alskann hinter festen Mauern zu vertheidigen. Diese
festungsartigen Kirchen genöthigt auf der Spitze eines Hügel-
s in der Höhe des Dorfes und nehmen einen großen Raum ein,
dann sie entstehen meistens aus einer Mühle, einem Brunnen,
Räume für Vorräthe und Unterkunft der Flüchtlinge und Be-
wehrt. Man umgab die Kirche mit einer ein, zwei, oder drei-
fachen Mauer, und baute sie selbst ohne Stumpf, dagegen sehr
fest, um eine Belagerung aushalten zu können. Nur Lauffeuer
und Gloden wurden verziert, dagegen gibt es im ganzen Lande
keine gothischen Thürme, weil er nicht widerstandsfähig war und
es an Sandsteinen fehlte. Die Wogen der Kirchen sind niedrig,
die Pfeiler massiv und kräftig, die Fenster schmal und selten ganz
auf der dem Angriffe ausgesetzten Seite. Die vier Fuß hohe
Mauer stützte man noch durch massive Treppentrepfen, zwi-
schen diesen und der sehr ansteigenden Hauptmauer blieb oben unter
dem Dach eine bedeckte Gallerie frei, damit man von dort aus
berauben, Geschosse und Beschätze werfen konnte, und selbst
zahlreiche Schießscharten brachte man oben an dieser Mauer an.
Die Umfassungsmauer oder Mauern dieser Kirchenfestung flans-
sierte man mit Thürmen, Bastionen, starken Thoren und tiefen
Gräben, mit Fallbrücke und Fallgitter, mit Magazinen und Woh-
nungen, verließ die Mauer mit Zinnen und Brustwehr, wo Steine,
Hellebarben, Schießpulver und Beschätze bereit lagen, zum Theil
noch dort liegen, führte um die Thürmböden eine vorliegende
Gallerie, wenige Fuß über dem schweren, niedrigen, flachen Dach,
welches auf mächtigen Quersäulen ruhte. Auf den Rundthürmen
bildete ein breiter Steingürtel den oberen Theil mit Öffnungen,
um daraus Beschätze herabzuschleudern, und über dem vorsprin-
genden Thorweg, den eine Bastion schützte, stand ein kleiner runder
Thurm für den Wächter. Stufen innerhalb der Mauer führten
zu der Terrasse unterhalb der Brustwehr, wo die Werkzeuge
hinter Schießscharten standen. Innerhalb dieser Festung lag die
Pfarrwohnung, oft führte eine kleine verdeckte Thür aus seinem
Hofe in seinen unmauerten Gemüthgarten, den man außerhalb
der Festung anlegte. Solcher Kirchen giebt es außer dem Sach-
senlande nirgends. Dazu kommt noch, daß auch während einer
Belagerung im „Schulthurne“ der Jugendunterricht fortgesetzt
und mancher Thurm als Sommerhause benutzt wurde. Man er-
baute ihn an der Südwand, so daß sein Schatten zur Mittagszeit
grabenauß nach der andern Seite fiel.

Im Ueßeren gleichen die Sachsenhöfe und Bauernhöfe unseren
deutschen, doch hat sich hier manche uraltliche Einrichtung erhalten.
Die Dorfgemeinde betrachtet sich als eine Familie, so daß Alle
an Glücke oder Unglücke eines Einzelnen theilhaftig sind, Alle
einander helfend heilenden bei der Ernte, beim Bau des Hauses
u. s. w., an Hochzeiten das ganze Dorf Gaben spendend, schmähen
und tanzend theilnehmend, aber auch jedem Todten das Geleit giebt.
Alle Feldarbeiten werden gemeinsam besprochen und dann ihr
Anfang und Ende festgesetzt. Naht z. B. die Saatzeit, so ruft
der Mann (Schulze) die Gemeinde zur Versammlung vor die
Kirche, wo Verträge über den Stand der Wecker mitgetheilt und
dann Beschlüsse gefaßt werden, die für Alle bindend sind. Die
Ernte eröffnet ein Gottesdienst in der Kirche, dann wird das
Abendmahl genommen, und nun geht es am festgesetzten Tage, die
Jugend mit mächtigen Blumenbüschen geschmückt, mit Sense und
Sichel auf's Feld. Weil es sehr heiß ist, mäht man nachts,
zieht auf Anlage des Hann die arbeitsfähige Mannschaft 4 Uhr

nachmittags aus dem Dorfe, begleitet vom berittenen Hann, der
dafür sorgt, daß Niemand entweicht. Weil nachts das Dorf
menschenleer ist, so burdandert es der Hann fleißig und schießt
von Zeit zu Zeit seine Flinte ab, um etwaige Diebe zu erschrecken
und den Arbeitern zu zeigen, daß er wacht. Ist ein Ochse be-
schädigt, daß man ihn schlachten muß, so bestimmt der Hann, wie
viel Fleisch jedes Dorfbesitzer kaufen muß, damit der Besitzer
des Ochsen nicht zu großen Schäden hat.

Feldarbeit geht dem sächsischen Bauer über Alles; er geht nie
zum Essen zur Erntzeit heim und gönnt sich genöthigt nur
vier Stunden Ruhe bei farger Kof. Als einst zur Erntzeit
ein Bauer krank, jammerte seine Frau unter Thränen: „O lieber
Johann, wie kommt Du uns das Antlitz und gerade jetzt sterben,
wo wir so viel zu thun haben.“ Wo es arbeiten gilt, kennt der
sächsische Bauer keine Erschlaffung. Wegen der vielen Arbeit
und fargen Nahrung altert der Sachse früh, ebenso seine Frau,
da im Herbst die Flachsmähdern im Wade den Keim zu vielen
Krankheiten legt, der Arzt in meilenweiter Entfernung wohnt.

Im sächsischen Dorfe herrschen Keulichkeit und größte Ord-
nung, ebenso auch in der Haushaltung und in allen Privatange-
legenheiten. Steuern und Abgaben, Säen und Ernten, die An-
wendung der Kirchensätze nach Alter und Geschlecht werden in
bedeutlicher Regelmäßigkeit abgemacht. Jedes Ding und jedes
Geschäft hat seinen bestimmten Ort und seine festgesetzte Zeit.
Wenden die Tage kürzer, so beginnt das Spinnen, welches sechs
Wochen nach Weihnachten beendet sein muß, damit die Frau neue
Wollwand webt und im Frühjahr fertig ist. Vorrath an Sime-
wische ist der Stolz des Bauern. Er muß so groß sein, daß
man im Jahre nur einmal Wäsche hat, vier halb- oder viertel-
jährlich wachen muß, gilt für arm, Kirchenklagen werden bei
der Geburt eines Kindes, und bei Begräbnissen geläutet.

Auf Geil hält der Sachse viel; Heirathen schießt man nur
nach Vermögen. Ist fennen sich die Verlobten gar nicht, und
daher giebt es viel vernünftige Ehen und sehr häufig Ehe-
scheidungen. Genöthigt heirathen die Mädchen im 15. und 16.
Jahre, und eine achtzehnjährige gilt für eine alte Jungfer. Eine
Heirath in ein anderes Dorf oder aus einem solchen wird ungern
geliebt. Das ganze Leben des sächsischen Bauern bewegt sich in
altübertragenen Formlichkeiten, Lebensarten und Bräuchen, und
dabei hat wieder jedes Dorf seine Eigentümlichkeiten. Selbst
im Zimmer hat jedes gleichartige Ding in jedem Hause denselben
Platz, jedes Geschäft in jeder Küche hängt an gleicher Stelle, wo-
durch große Gleichförmigkeit entsteht. Nahe beim Ofen z. B. ist
eine Mauerische als Kastenfüße zum Aufenthalten der Stabe
bestimmt, ebenso hat der dort bemalte Schrank mit Egeräthen,
Lutgers und Melanchthons Brustbilder an der Wand, der große
Tisch mit der Steinplatte, die am Sonntag bloßgelegt wird, die
lange, roth und blau angestrichene Tische mit den Sonntag-
festern, der Bibel, dem Gelandbuche und dem Familienpapieren
in jedem Hause denselben Platz. Dabei ist der Sachse aufgewacht,
arbeitet am, dank seiner guten Schulen, intelligent. Denn die
Theologen findeten in Deutschland und wirkten dann als Lehrer,
ehe sie ein Pfarramt erhalten.

In Dörfern und Städten haben sich aus alter Zeit noch als
besondere Einrichtung die Bruderschaften erhalten, denen jedes
Gemeindemitglied bis zur Confirmation bis zur Verheirathung
angehören muß. Sie haben den Zweck, bürgerliche und gesell-
schaftliche Ordnung zu sichern, mähtiges und bescheidenes Leben,
sowie gegenseitige Hilfe in der Noth zu fördern. Denn für jede
Belagerung vor eine bestimmte Strafe festgesetzt, welche ein
Geblühnengericht ausspricht. Madjar und Sachse, bemerkt
Bover, haben über Freiheit und Königthum ganz verschiedene
Begriffe. Der Sachse versteht unter Freiheit freiwillige Selbst-
beschränkung und Achtung vor dem Gele, der moharische Abel
dagegen — dem Bürger und Bauer zählt er nicht — hält Frei-
heit gleichbedeutend mit Zügellosigkeit, was er Autonomie nennt,
richtiger Anarchie heißen sollte.

„Auf den Landtagen macht er mit und aus den Gelehen, was
ihm gut dünkt, und unterläßt den König nur so lange, als dieser
sich seinen Sünden fügt. Will der König kein Ansehen zur
Geltung bringen, so verläßt der moharische Abel den Gehorsam,
sucht im Auslande Hilfe, unterwirft sich selbst den Türken, wenn
ihm nur seine Vorräthe und Macht zugesichert werden. Der
Sachse dagegen blieb stets seinem Herrscher treu und gehorsam,
daher hat der Abel das freie, gegenseitige Bürgerthum der

Sachsen und wirft ihm lauerlich Mangel an Patriotismus vor,
an dem es eigentlich dem rebellischen Abel fehlt.“

Jede Bruderschaft hat ihre Vorleser, schreibt jedem Einzelnen
seine Pflichten nebst der Art und Weise vor, wie er denselben
nachkommen muß. Ueßteren „Nachbarn“ muß der Jüngere stets
gehorsam sein und ihnen stets den Vortritt lassen, regelmäßig zur
Kirche gehen, dazu sauber gekleidet; kein Knopf darf am Kleide
fehlen. Wer in der Kirche schläft und brummt, wenn er aufge-
weckt wird, saßt Strafe; dasselbe geschieht, wenn er sich wie ein
Walache mit den Ellbogen auf den Tisch stützt, er soll vielmehr
grade und aufrecht sitzen, Nachbarn beim Bau des Hauses re-
sultieren, an Hochzeiten, Reichentagsgängen u. dgl. theilnehmen,
nicht mit der Faust auf den Tisch schlagen, wenn er aufgeregt
ist; am Freitag Abend vor dem Abendmahl verziehen, wenn er
sich vom Altar (Mischer) oder Vater (Vorleser) beleidigt
glaubt, soll beim Tische mit dem ihm zugeführten Mädchen
tanzen, damit seine sitzen bleibt. Sonntag nachmittags besuchen
die jungen Mädchen die Mädchen, singen, spielen, lachen, ebenso
besuchen sie im Winter die Spinnstuben, doch auch hier ist ein
Aufseher zugegen, der keine unzüchtigen Geberden oder Worte
duldet. Dabei sollen die Mädchen nicht in Arbeitskleidern er-
scheinen, sich um 8 Uhr entfernen und nie ein Mädchen nach
Hause begleiten. Alle müssen am Tische sitzen und dürfen nur
mit singen.

„Den sächsischen Ehemännern,“ urtheilt Bover, „verdant
Ungrün nicht nur Wohlstand, sondern auch die Grundlage der
wahren Freiheit. Jede Niederhaltung ward Mittelpunkt der
Civilisation, d. h. die Verpflichtung zu Ordnung und Gehorsam
gegen Gele und Sittlichkeit.“

3. Schäßburg, Mutterbild einer siebenbürgischen Stadt.

Auf einer Klippe steht eine Stadt von mittelalterlichem Ansehen
mit einer Kirche, Mauern und Thürmen; am Fuße der Anhöhe
bergen sich zwischen Gärten niedliche Häusergruppen, von mäch-
tigen Kuppeln hoch überragt, und den Fuß der Hügelketten um-
rahmen grüne Felder und Auen, droben auf der Spitze des
Hügels glänzt die stattliche Kirche, daneben das Gymnasium. Das
ist das malerisch gelegene Schäßburg mit seinen alterthümlichen
Häusern, mächtigen Treppentrepfen an den Mauern, geheimen
Mauerportalen und halbverfallenen Thürmen. Das Hauptthor ist
halb eingestürzt, die Mauern mit Gras bewachsen, zerbrockenes
Mauerwerk in die Tiefe gehstürzt, und geht man durch das Thor,
so bilden Häuser mit hohen Dächern und Bäumen und starkes,
5 f. dickes, massives Mauerwerk eine nicht zu unterbrechende
Masse. Wios, Zisteln und Strauchwerk wachsen in den Mauer-
rücken, hoch oben aber sind Wohnungen eingerichtet, aus denen
neugierige Köpfe durch vergitterte Fenster sehen, wenn ein Wagen
über das holprige Plaster in die enge, durch hochragende Giebel-
bächer verfinsterte Straßen fluppert. Man fühlt sich in die Zeit
des Hans Sachs zurückverlegt.

Da Schäßburg zum Theil auf einem Abhange steht, so erhebt
sich ein Haus hinter dem andern, ist der geräumige Marktplatz
abwärts, weil die obere Stadt, wohin ein steiler Weg führt,
auf der Anhöhe liegt, die jäh gegen die Stadt abfällt. Malerisch
ist alles, wohin man blickt, bis herab auf das prächtige Thor
mit dem massiven Thurne darüber, die engen Gassen, Winkel und
Plätze. Man glaubt im alten Uim, Nürnberg oder einem mauer-
umschlossener rheinischen Städtchen zu sein. Alles ist stark und zur
Verteidigung eingerichtet. Vor dem Burghore sieht man eine
kleine, starke Eichenhür, dann kommt ein bedeckter Gang, einge-
baute Stufen, ein niedriges Bogengewölbe und endlich eine
Terrasse, von welcher aus man die ganze Stadt überblickt: eine
sonderbare Zusammenstellung und Verbindung von Häusern inner-
halb des Festungsraumes mit möglichst engen Straßengän-
gen zwischen dreifloßigen Häusern, weil man aus Mangel
an Raum in die Höhe baute. Die Häuser sind an der Mauer
fest, fest und solid gebaut; die schmale gewundene Treppe ist
massiv aus Stein. Jedes Haus nahe am Thore ist eine kleine
Festung mit dunkeln, engen, gewölbten Gängen, biden Mauern
und vergitterten Fenstern.

Erlt weiterhin wird alles freundlicher, die Häuser sehen nett
aus, haben grüne Jalousien und mittelalterliche architectonische
Verzierungen. Hier verläßt die gewisse behagliche Ruhe; man
hatte hier, fern vom Thore mehr Raum, die Häuser sind nicht
in einander geklemmt, die Mauern nicht allzu massiv. Am
Ende des Platzes führt ein bedeckter Bogengang nach der Mitte
des Burghanges, wo das alte Thor und die halbverfallene

